

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

209 (9.9.1932) Unterhaltung und Wissen

Wunderkraft, Kunst und Willen

Gewitternacht Das Erlebnis einer Frau

Ungefähr um Mitternacht eines Julitages, dessen ungewöhnliche Hitze das Leben in der großen Stadt Berlin fast unerträglich machte, — zwar stand gegen Abend ein Gewitter am Himmel, aber der plötzlich auftauchende Wind trieb es über die Stadt hinweg und nach dem Osten, wo es sich über einem Vorort entlud und großen Schaden in den Gärtnereien dieses Ortes anrichtete, ohne jedoch die erhoffte Kühlung zu bringen. — ungefähr um Mitternacht dieses Tages also, als nach vereinzelter Hitze am Himmel zuckten, erwachte Gabriele Sedner, von Beruf Sekretärin in einem staatlichen Institut, die einzige Untermieterin der Beamtenwitwe Friedrichs, mit einem dumpfen Gefühl des Barmherzigens. Ohne Licht anzuzünden richtete sie sich im Bette auf und versuchte, mit den Augen das Dunkel des Zimmers zu durchdringen, als müßte sie feststellen, ob sich alles nach an ihrem Plage befände. Irgend etwas hatte sie aus einem unruhigen Schlummer gerissen. Zwar war es anfangs unmöglich, sich zu erinnern, welcher Art die Geräusche gewesen waren, die sie im Halbschlaf zu vernehmen glaubte, aber nun schien es ihr, als wäre ein leichter Schritt durch das Zimmer gegangen; etwa der leichte, gleichgültige Schritt eines Spaziergängers. Dennoch war nichts Unübliches oder gar die Anwesenheit eines Menschen im Zimmer wahrzunehmen. Vor ihr auf dem Nachtschiff leuchtete das Zifferblatt der kleinen Reiseuhr, und ihr leises Ticken erfüllte das ganze Zimmer. Die Umrisse der Möbel zeigten sich längs den Wänden; durch die vorgezogene Gardine drang ein schwacher, heller Schein, und wieder in der Wohnung der Witwe Friedrichs noch überhaupt im ganzen Hause war ein Geräusch zu vernehmen. Und doch konnte Gabriele, noch immer aufrecht im Bette sitzend und sich mit der Hand über die Stirn streichend, wie ein Kind, das man aus tiefem Schlafe geweckt hat, das Gefühl einer Angst nicht verbergen, einer sinnlosen, lächerlichen Angst, die grundlos war, wie die meisten Ängste, die einem Menschen plötzlich überfallen.

Verwirrt schaltete Gabriele das Licht ein. Ihr Blick fiel auf den Nachtschiff, auf dem noch der Brief ihres Verlobten lag, der ihr mitteilte, daß er auf ein Segelschiff verlegt worden sei. Sie hatte den Brief nun vor dem Einschlafen gelesen. Nun nahm sie ihn noch einmal aus dem Umschlag, überlegte die Zeilen, spürte aber, daß sie viel zu müde wäre, legte den Brief wieder hin, drehte das Licht aus, zog sich die Decke bis an den Hals und erwartete den neuen Schlaf. Ehe sie aber ganz einschlief, überfiel sie erneut jene hartnäckige, peinliche Vorstellung einer ernstlichen Gefahr, deren Anfang und Grenze sie nicht überblicken konnte, die aber da war, unerbittlich da war, um ihr etwas zu nehmen, ihre Hoffnungen zu zerstören und ihr Leben mit Prüfungen zu beladen.

Dann, im Einschlafen, schien es ihr, als fiele sie langsam in eine Grube hinein, einen dunklen Abhang hinunter, in eine Finsternis, als fiele sie endlos. Sie fühlte, wie ihr Atem schwerer ging, ihr Herz langsamer schlug, bedrückt von einer rätselhaften Gewalt, die um sie gesteuert war, wie die Wände um den Hofraum eines Zimmers. Möglich war es ihr, als stünde sie am Ende einer langen, finsternen und menschenleeren Straße, die von einigen flackernden Laternen erleuchtet war. Es regnete, und während sie da stand, bemerkte sie im Scheine der hintersten Laterne eine Gestalt, einen Mann, der sich langsam auf sie zu bewegte. Dabei hatte sie deutlich das Gefühl, als hätte sie schon lange auf diesen Mann gewartet, als hätte sie sich nur hier, um ihm als etwas Vertrautem zu begegnen. Aber diese Gestalt, die sich doch bewegte, deren Schritte sie deutlich hörte, kam ganz und gar nicht näher. Sie marschierte auf der Stelle, wie ein Turner oder ein Soldat. Und als sie, die Gabriele des Traumes, auf die Gestalt zuzuging, zerfiel sie und verschwand.

Es war in der dritten Stunde nach Mitternacht, als Gabriele von einem fürchterlichen Donner Schlag nach anderem aus dem Schlaf gerissen wurde. Das Gewitter war zurückgegangen. Es hing über den Häusern, und auf den Fensterbänken trommelte der Regen. Doch in der Minute des Aufwachens, diesem Augenblick zwischen Traum und Wirklichkeit, diesem Moment des Zurückfindens, hatte Gabriele ein seltsames Erlebnis, dessen Stärke ihr das Herz zusammenzog, daß es zu schlagen begann mit harten, lauten Schlägen. Nichts anderes glaubte Gabriele zu sehen als die gleiche Gestalt, die

sie noch eben im Traume geschaut hatte. Aber jetzt, da die Gestalt in ihrer Nähe, da sie vor ihr stand, sah Gabriele, daß es kein anderer war als ihr Verlobter. Ihr Verlobter in einer weißen, merkwürdigen Uniform, die von Wasser triefte, die an ihm herunterhing wie ein nasser Lappen, während sein Haar in wirren Strähnen an seiner Stirn klebte; in einem Gesicht, vor dem sie erschraf; so geprägt war es von der Gewalt eines furchtbaren Schreckens. Da — langsam und vollkommen lautlos bewegte sich die Gestalt durch das Zimmer. Gabriele's Augen folgten ihr. Sie wollte schreien, aber sie schrie nicht; kein Wort, kein Ton drang aus ihrem Munde. Als der grelle Widerschein eines Blitzes das Zimmer taghell durchfuhr, verschwand die Erscheinung und der dumpfe Donner Schlag, der dem Blitz folgte, ließ Gabriele ganz erwachen. Erschrocken drehte sie das Licht an. Erschrocken, voller Angst, erschauernd vor der Gewalt eines Traumes, erschrocken über sich selbst, daß ihr etwas geschehen konnte, startete sie auf die Wand, an der nichts weiter zu sehen war als das Muster einer hellblauen Tapete. Unterdessen ging draußen das Gewitter zu Ende, und die Wogen der Feuerwehr hatten mit schrillum Klingeln und grellen Hornsignalen durch die Straßen.

Gabriele konnte sich nicht beruhigen. Immer wieder mußte sie

daran denken, daß jenem Manne, der mit ihrem Leben verbunden war, der ihr von allen Menschen dieser Stadt, dieses Landes, von allen Menschen der Welt am nächsten stand, daß diesem Manne eine Gefahr drohte. Wie sollte sie sich auch anders diese Erscheinung erklären — oder was es nur der Willkür überreizter Nerven? Was konnte denn geschehen sein? Ach, sie brachte es nicht fertig, alle Gefahren in Gedanken an sich vorüberziehen zu lassen, die wie Schatten das Leben eines Menschen begleiten oder kreuzen und zerstören. Eine Unruhe überlief sie, ein Gefühl, als sollte sein und ihr Leben zerbrechen werden von einer roten, sinnlosen Gewalt. Und eben dieses Gefühl zwang sie, auf den Morgen zu warten, wie Verurteilte die Stunde der Hinrichtung erwarten. —

Die Mittagszeitungen des folgenden Tages meldeten im Anschluß an die Nachricht vom Untergang eines Segelschiffes in der Nordsee, daß sich in den Morgenstunden in einem Untergundbahnhof eine junge Dame vor den einfallenden Zug gemorfen hätte. Allerdings hätte der Führer noch rechtzeitig bremsen können. Die Lebensmüde, ein Fräulein Gabriele Sedner, wäre die Verlobte eines Ingenieurs, der bei dem schrecklichen Schiffsunglück ums Leben gekommen wäre. Kaliban.

Bettler- und Tieraugen

Nun war sie schon so lange krank, diese tapere Frau, die trotzdem von morgens früh bis abends spät auf den Beinen war und in der großen Restaurationsküche wirtschaftete. Sie wurde quälend aufgezerrt von ihrem Leiden. Eine Operation konnte ihr keine Hilfe mehr bringen; das hatte der Arzt ihr schonend beigebracht. Der Arzt hatte es zwar nicht direkt ausgesprochen, aber sie wußte es, daß sie Krebs hatte. Ach, wie schwer ist doch das Leben, wenn gähnliche Hoffnungslosigkeit die Zukunft abschniebt!

Ihr Mann war gesund, war robust. Er drängte kein Gefühlsfein in den Vordergrund. Und wenn er abends in gehobener Stimmung war, der Stimmlich lärmte und Gesprächsregeln in die Küche drangen, dann hörte sie, wie er sich selbst bemitleidete wegen seiner tranken Frau. Alle Stimmlichgäste beklagten sein herbes Gesicht, und der männliche Egoismus feierte ganz ungeniert seine schönsten Triumphe. Sie wußte: ihr Mann hielt sich schuldig, und das Stimmlichfräulein war kein Verhältnis. Darüber war sie nicht mehr bitter; verflucht hatte sie sich mit dieser Tatsache abgefunden. Aber daß er abends kein Recht, als ob sie eine Last wäre, das tat ihr weh. Erfüllte sie doch ihre Pflicht, als ob sie im Besitz ihrer vollen Kräfte wäre. Jeder Schritt, jeder Handgriff wurde ihr zur Qual, und doch schleppte sie sich durch den Tag, wie ein müdes Droschkenpferd sich über's Pflaster fortbewegt.

Frieda, ihre Hitz in der Küche, war ein dragles, gutmütiges Mädchen. Ohne Aufforderung hob sie die schweren Töpfe; in voller Selbstverständlichkeit führte sie ihren Ausgang ab, damit die Küche nicht unordentlich belastet würde. Die Frau sah prüfend den Blick auf Friedas blühende Gesundheit. Die Seele der Frau geriet in einen schweren Zweifel. Sie treute sich über dieses gesunde Menschenkind, und gleichzeitig nagte der Meid in ihr. Warum war die da gesund und sie krank? Ihre Krankheit traf sie doch so unverschuldet. Zeit ihres Lebens hatte sie sich gequält, in der Hoffnung, einen ruhigen Lebensabend zu genießen, und nun war dies der Abschlus. Für ihren Mann war sie ja schon tot, bevor sie gestorben war. Kein Mensch hatte sie lieb. Frieda? Ach, Frieda war selbstverständlich aufmerksam, aber Frieda hatte sie doch nicht lieb. Es war zu arbeiten, auf die man als anständiger Mensch anbauender Rücksicht zu nehmen hatte. Und auf einmal wußte die Frau: Frieda hatte Mitleid mit ihr. Oh, wie dieses Mitleid schmerzte!

Die Frau hatte sich schon von den Menschen losgelöst. Ein verendendes Tier zieht sich von seinen Artgenossen zurück, es vertriebt sich, um in Ruhe sterben zu können. Das Tier stirbt nur instinktmäßig, der Mensch stirbt mit Bewußtsein. Die Seele der Frau suchte einen Anknüpfungspunkt außerhalb der Menschen ihres nächsten Kreises. Sie fand ihn, wenn sie ihre Küchentür öffnete, die auf einen erbärmlichen Hof mündete. Auf ihm führte ein

frammer, rattenfangender Kater das Regiment, zu dem dann und wann Katzen kamen. Er selbst näherte sich vornehmlich von Ratten; die Katzen jedoch waren für eine solche aufreibende Jagd zu schwach, denn sie hatten kein Heim, in dem sie dann sorgender Pflege Kraft und Mut sammeln konnten. Sie waren verstohlene Niemandskinder, umhüllten beutegierig Müllkästen, drangen mit hungrigen Magen in Keller ein oder sprangen lästern in Speisekammerfenster. Diesen Tieren gab die Kranke Küchenspäße. Die Tiere drängten sich an die Frau, und sie betrog sich selbst und sagte sehr gewollt all dieses schnüffelnde Hochspringen an ihr als Liebe auf. Auch ein Hund kam, der einer Bardame gehörte. Sein Fräulein schlief den ganzen Tag und ging abends häufig fort. Er aber mußte die Wohnung bewachen. Fräulein hatte den Hund sehr lieb, doch dachte sie nie daran, daß sie den Hund fast reiflos von der Luft absperrte und ihm immer viel zu stark genutzte Resthappen aus der Bar mitbrachte, die sein Magen gar nicht vertragen konnte. Der Hund fraß sich vor der Küchentür satt, und er hätte die trante Frau so gern zu seinem Fräulein gewöhnt. Aber ein Hund hat kein Bestimmungsrecht über seine Gefühle.

Dann und wann kamen auch Bettler, die wirklich hungrig waren und es zu schätzen wußten, sich einmal ordentlich sattessen zu können. Die Frau gab auch ihnen reichlich, und wenn die übergroße Portion verzehrt war, fragte sie, ob noch Platz im Magen wäre und gab gern noch mehr. Doch Bettler sind aufs Wandern eingestellt. Es fand sich keine sichtbare Brücke zwischen dem tranten Menschen und den Menschen in wirtschaftlicher Not.

Eines morgens stand die Frau nicht mehr auf, und gegen Mittag war sie bereits tot. Der Mann beklagte sich und meinte: Das weiß kein Mensch, was es heißt, eine trante Frau zu haben. Das Bäckerfräulein erkundigte sich auf dem gleichen Wege, auf dem sie sich Trauerkleider besorgte, die der Mann besahnte, wann ein Witwer wieder heiraten könnte. Sie wußte: man muß das Eisen nicht nur schmieden, solange es heiß ist, sondern man darf auch einem Manne, der bereits an ein loses Verhältnis gewöhnt ist, seine Zeit zum Nachdenken lassen. Nur Frieda weinte, weil Frieda wirklich mitleidig war.

Seitdem ist noch nicht viel Zeit vergangen. Hinter dem Büfett steht jetzt die junge Frau Birin, und in der Küche schaltet eine Köchin, die leichtes Spiel hat, Frieda rauszubeißen, weil die weber dem Wirte noch der jungen Frau genähert ist; denn Frieda hielt's ja mit der Kranke. Frieda wird bald gehen müssen, und dann wird im Hause niemand mehr an die Tote denken.

Aber vor der nun stets verschlossen bleibenden Küchentür nach dem Hofe hin lesen sehr oft großäugige Bettler und Tiere. Sie haben den gleichen erschrockenen Blick. Die Frau ist nicht mehr da; das fühlen sie; aber sie suchen noch immer aus unbestimmten Dränge heraus; denn sie wollen nicht glauben, daß die Witte sterben kann. Erna Büsing.



Das System Roman
von Walter Schirmeier

(12. Fortsetzung.)
„Die Gesehungskosten — das sind die Löhne und Gehälter. Wollen Sie konkurrenzfähig bleiben, wollen Sie, soweit Sie Exporteure sind, Ihren Platz im Weltmarkt nicht verlieren, so heißt es für Sie, sich dem Vorgehen aller großen Konzerne und Arbeitgebervereinigungen anzuschließen. Senkung der Löhne — und zu diesem Zweck: Schaffung einer starken, leistungsfähigen Organisation, die den Organisationen der Gegenseite, der Arbeitnehmer, gleichwertig, ja überlegen sein muß!“

Der kleine Mann wachte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Die Stirn zog sich bis zum Hinterkopf und war von einem Kranz sorgfältig pomadifizierter schwarzer Haare umgeben. Seine flinken schwarzen Augen ließen aufmerksam von einem zum anderen, während er sich hinsetzte und seinen kaltgewordenen Kaffee trank.

Er war mit dem Erfolg seines Vortrages zufrieden. Offensichtlich hatten seine Argumente gewirkt, denn die Herren debattierten leise untereinander oder saßen mit nachdenklichen Gesichtern da. Eberhard Jahn war ganz aufgeregt. Das, gerade das war es ja, was er wollte! Wort für Wort hatte der Referent die Gedanken wiedergegeben, die Eberhard im Kopfe trug. Ein schlauer Kopf, dieser Dr. Goldstein! Am liebsten wäre er hingegangen und hätte dem kleinen Manne auf die Schulter geklopft. Aber er besann sich. Ach — es war immerhin — wenn auch ein Köpfschen — aber immerhin ein Jude. Nieber seine Gefühlsausbrüche. Man konnte nicht wissen, ob der Kerl nachher nicht etwa vertraulich wurde!

„Nicht erhob sich Hugo Schleiermann. Er beugte sich beim Sprechen weit über den Tisch und stieß die Worte immer nachweislich, wie gebündelt, heraus.“

„Meine Herren! Ich bin der Ansicht — daß Herr Dr. Goldstein — mit seinen Behauptungen — voll und

ganz recht hat. — Ich bin kein Redner — Sie müssen entschuldigen — aber soviel sage ich — daß ich für meine Person — ihm in jeder Weise zustimme. — Besonders was die Senkung — der Gesehungskosten — durch Lohnabbau betrifft.“

Ohne Sorge und Curt Michaels, der Seniorchef der Firma Michaels u. Stromer, sahen sich mit einem bedeutungsvollen Blick an. „Donnerwetter“, dachten beide erstaunt, „Schleiermann und Gehaltsabbau?“ — Die Firma Schleiermann war verrufen wegen der Schandlöhne, die bei ihr gezahlt wurden. Schleiermann zahlte die niedrigsten Gehälter in der ganzen Branche; ständig wechselte sein Personal. Wer nur irgendwelche Ausflüchte hatte, wo anders unterzukommen, kündigte bei ihm.

Und Schleiermann wollte noch mehr abbauen? — Dann brauchten sie, die anderen, erst recht nicht zu zögern. Und aus diesem Gedanken heraus wurde Hugo Schleiermann volle Zustimmung zuteil, als er weitersprach:

„Ich schlage vor — wir lassen ernsthaft den Zusammenschluß — zuerst der Berliner Tapfrierfabrikanten — in einem Verband ins Auge — und beauftragten Herrn Doktor Goldstein — Sagenungen auszuarbeiten — und an die Teilnehmer dieser Besprechung zu versenden. — An einem noch zu bestimmenden Tage — können wir dann zusammenkommen — und die Gründung vollziehen. — Ich bitte um Ihre — Zustimmungserklärung, meine Herren!“

Die übrigen stimmten zu. Ohne Sorge wandte sich an Doktor Goldstein: „Ich nehme an, daß Sie, Herr Doktor, dann für den Posten des Syndikus in Frage kämen. Diese Annahme deckt sich auch wohl mit Ihren Wünschen?“

Der kleine Doktor verbeugte sich. „Gut. Darüber können wir nach der erfolgten Gründung beschließen. Für heute wäre dann wohl alles erledigt. Wie viel Zeit werden Sie zur Ausarbeitung eines Statutenentwurfes brauchen?“

„Ich denke, in vierzehn Tagen wird jeder der Herren in den Besitz meines Exposé's gelangt sein. Ich werde zum Vergleich die Satzungen anderer Arbeitgeberorganisationen heranziehen, und danach, und auf Grund der besonderen Voraussetzungen und Bedingungen Ihrer Branche, das Zweckmäßigste ausarbeiten.“

„Schön. Wir verlassen uns auf Sie.“
Doktor Goldstein packte seine Papiere in die Aktentasche

und ging. Eberhard Jahn hörte sich noch ein Weilchen die Fachimpetoren der Zurückbleibenden mit an, beantwortete da und dort eine Frage nach seinem Vater; dann wurde ihm das Ganze zu langweilig. Er verabschiedete sich und ging.

Langsam bummelte er die Leipziger Straße bis zur Friedrichstraße hinunter, dann bog er links ab und ging die Friedrichstraße entlang. Die Lichtreklamen sprühten Farben von weißem, gelbem, rotem und grünem Licht über die Häuser; die Autobusse lärmten durch die enge Straße, und die Luft roch nach Frühlings- und Benzol. An den Ecken der Querstraßen standen die Mädchen in kleinen Gruppen herum und warteten auf Interessenten.

Eberhard überlegte — sollte er schon nach Hause fahren? Wie spät war es jetzt? Er sah auf die Uhr, es war kurz nach elf. Einen Schnaps zu trinken war noch reichlich Zeit. Er ging noch ein Stück weiter, dann trat er in eine Bar ein. Er setzte sich auf einen der hohen Hocker und bestellte bei der sorgfältig zurechtgemachten Bardame einen Cocktail.

Am anderen Tage teilte er seinem Vater das Ergebnis der Zusammenkunft mit. Lorenz Jahn hörte schweigend zu und sagte zum Schluß nur: „Wir wollen erst mal den Entwurf dieses Doktor Goldstein abwarten. Nachher können wir weiter darüber reden.“

Eberhard war heilfro, daß sein Vater so schnell zur Tagesordnung überging. Ihm brummte der Kopf; aus dem einen Cocktail waren gestern ein halbes Duzend geworden, und wer weiß, was die blonde Barbege ihm da noch alles aufgedreht hätte. Er erinnerte sich nur noch unfar der einzigen Tatsache, daß er sich gegen drei Uhr morgens in eine Lage gesetzt hatte und nach Wilmersdorf gefahren war.

Bis Teufel, brummte ihm der Schädel. Sein Vater war in die Expedition gegangen, und Eberhard legte feuchtn die Arme auf den Schreibtisch und lehnte den Kopf darauf. Oh, war ihm elend zumute. So ein Fiel war er, ließ sich von irgendeiner geschminkten Ziege besoffen machen wie ein Sechzehnjähriger. Wer weiß, wieviel sie ihm aufgeschrieben hatte, das er überhaupt nicht getrunken.

„Donnerwetter! Ich muß doch mal nachsehen, was mich der Quatsch eigentlich gekostet hat!“ dachte Eberhard erschrocken. Auf den Gedanken war er noch gar nicht gekommen. Er kramte sein Geld, das er lose in der Hofentasche irug, heraus und zählte es durch. Dann rechnete er.

(Fortsetzung folgt.)